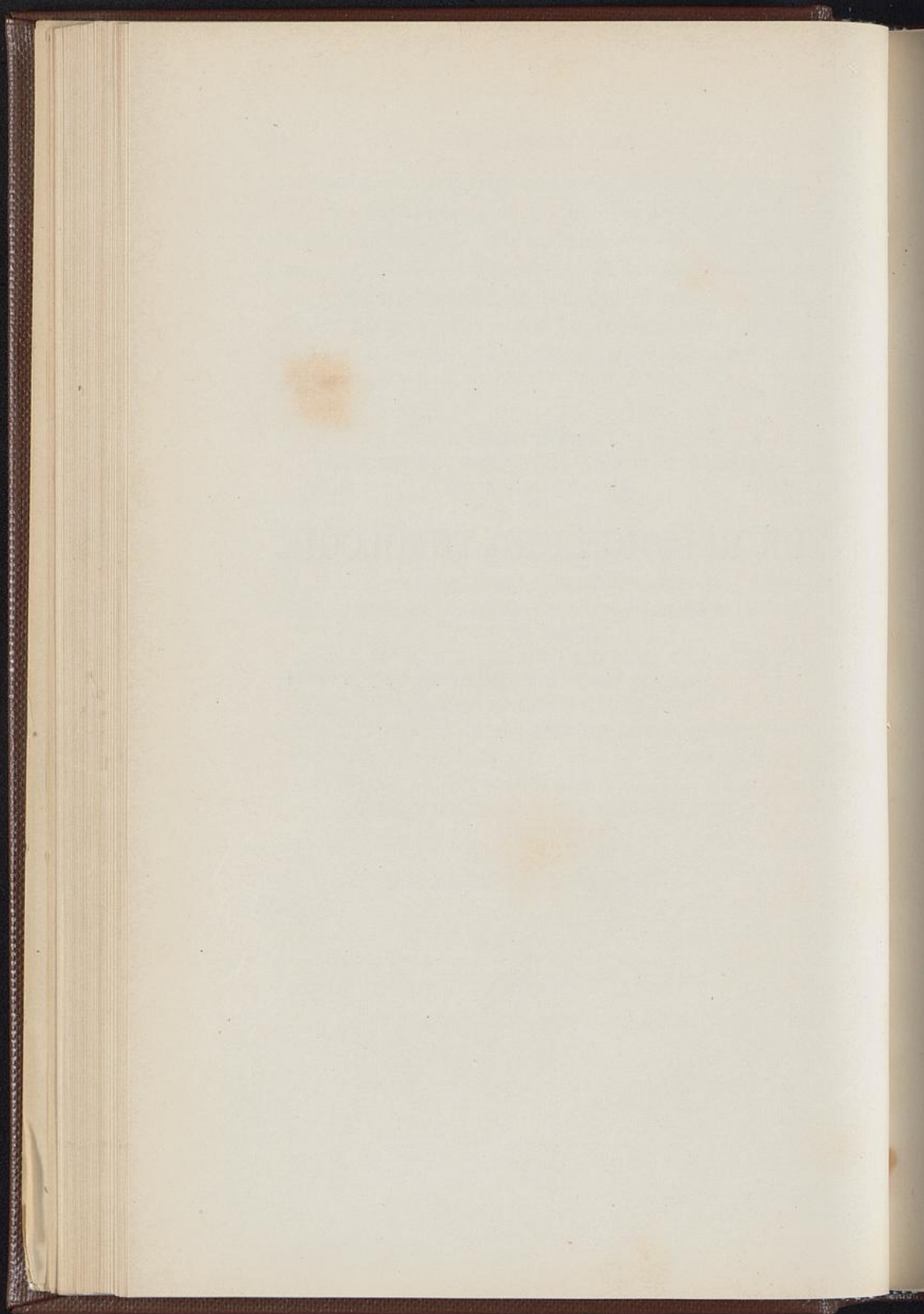


II.

ZUR RELIGION UND THEOLOGIE.

Πλήρωμα νόμου ή αγάπη.

Paulus ad Romanos.



Von dem Weisesten der Griechen, von Sokrates, wird erzählt, dass er eine Nacht hindurch geblickt habe zu den Sternen über ihm und zu den Sternen in seiner Brust: am Morgen sei er niedergefallen und habe gebetet zur Gottheit. So haben die Besten unseres Geschlechtes seit Jahrhunderten hinauf- und hinabgeblickt und haben darüber nachgesonnen, ob religiöse Bildung sich rein aus der Natur des Menschen entwickele, unter den Einflüsterungen der um ihn rauschenden Natur, oder ob sie durch ein besonderes Wort Gottes an uns gebracht sei. Nur Gott kann zeugen von Gott, nur er selbst kann sich der Welt offenbaren. Die ursprüngliche Offenbarung Gottes ist die Schöpfung: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes. Aber ist auch die Welt ein Tempel Gottes, als solchen erkennt ihn erst der im Tempel denkende und anbetende Menscheng Geist. Menschen, vom göttlichen Geiste erfüllt, werden die Boten Gottes an die Menschheit.

Solche und ähnliche Probleme, die höchsten der Menschheit, haben auch Campe's Brust bewegt, dessen religiösen und sittlichen Standpunkt wir in diesem Abschnitte darzulegen haben ¹⁾.

¹⁾ 1. Philosophische Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion und über einige unzulängliche Beweisarten derselben. Berlin 1773.

Die erste streng wissenschaftliche Arbeit aus Campe's fruchtbarer Feder waren die philosophischen Gespräche über die unmittelbare Bekanntmachung der Religion (1773). Sie sind wie eine Variation über das Thema, das Faust ausspricht, als er von Gretchen katechisirt wird:

Wer darf ihn nennen?
 Und wer bekennen:
 Ich glaub' ihn?
 Wer empfinden
 Und sich unterwinden
 Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?

Spalding hatte sie im Manuscript gelesen und ausdrücklich zum Drucke empfohlen. Er behandelte darin die Frage über das Verhältniss von Vernunft und Offenbarung, welche damals in den theologischen und popular-philosophischen Kreisen stark ventilirt wurde. Wie bei Spalding, so ist auch bei Campe die Anregung unverkennbar, die er durch Wolff und die englischen Deisten

2. Sittenbüchlein für Kinder aus gesitteten Ständen. Dessau 1777. Neueste Aufl. Braunschweig 1813. Eine lateinische Uebersetzung erschien unter dem Titel: H. Campe de moribus libellus singularis, secundum repetitae lectionis autographum. Brunsvici 1780. Eine französische unter dem Titel: Petit livre de morale pour les enfans, traduit de l'Allemand d'après la cinquième edition. Paris 1799.

3. Compendium artis vivendi, ex Erasmi Roterodami libro de civilitate morum puerilium concinnatum. Hamb. 1778.

4. Biblia sacra, ex Seb. Castellionis interpretatione in usum juventutis breviata. Hamburgi 1779.

5. Versuch eines Leitfadens beim christlichen Religionsunterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend. Braunschw. 1791. Achte Auflage 1813.

6. Kleine Seelenlehre für Kinder. Hamburg 1780. Neunte Auflage 1830.

7) Versuch eines Beweises für die Unsterblichkeit unserer Seele s. Deutsch. Museum für 1780. II, 195 bis 213. Eine Verbindung des ontologischen und des metaphysischen Beweises.

empfang. Schon Wolff hatte den Satz aufgestellt, dass die Offenbarung den Wahrheiten der Vernunft nicht widersprechen könne. Die Schriften der englischen Freidenker fanden auch in Deutschland durch Uebersetzungen immer weitere Verbreitung, der Denkglaube ward die herrschende Richtung des Zeitalters, die sich mit der an einer übernatürlichen Offenbarung festhaltenden Kirchenlehre entweder friedlich auseinandersetzte oder sie offen bekämpfte. Der ersteren gemässigten Richtung gehörten jene Berliner Theologen an, mit denen Campe befreundet war, Teller und Sack, vor Allem Spalding, auf den Shaftesbury so nachhaltigen Einfluss geübt hat. Diese Stimmung spiegelt sich auch in Campe's erstem schriftstellerischem Versuch. Er schrieb denselben als junger Candidat, seinen Namen in bescheidener Schüchternheit verschweigend.

Veranlasst wurde diese Schrift durch die damals vielbesprochene Abhandlung des Abtes Jerusalem über die Frage: Ob überhaupt ein ausserordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion oder eine Offenbarung mit der Weisheit Gottes bestehen könne? (Vergl. Jerusalem: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion.) Zwei Freunde, Agathokles und Hermogenes, besprechen sich über die Schrift des gelehrten Kanzelpredigers und Abtes, jener mehr den rationalen, dieser den supranaturalen Standpunkt vertretend. Das lesende Publicum, für das Campe schreibt, theilt er in drei Classen: in entschlossene Gläubige, in wankende Zweifler und in entschlossene Ungläubige. Der allgemeinste Zweck dieser Campe'schen Schrift liegt darin, das Buch Jerusalem's durch die Beiträge anderer Denker zur grösstmöglichen Vollkommenheit zu führen, insbesondere aber steckt sie sich die Aufgabe, in die Untersuchungen über die

Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung Gottes mehr objective Ruhe zu bringen und durch eine Sichtung der hergebrachten Beweise für jene Möglichkeit diejenigen auszuscheiden, welche das Licht einer strengeren Prüfung nicht ertragen können.

Die Schrift enthält vier „Gespräche“. Das erste Gespräch verbreitet sich über die Frage, ob es zur willigen Annahme der Religion hinreichend sei, überhaupt zu wissen, dass sie von Gott sei; oder ob man auch die Art und Weise, wie sie dem Menschen von Gott bekannt gemacht worden, wissen müsse. Das Ergebniss lautet: Man trage die Religion, geläutert von menschlichen Zusätzen, den Menschen deutlich vor; man zeige ihnen die Wohlthätigkeit dieser Lehren und die in die Augen fallende Unentbehrlichkeit derselben zum Glücklichein; man lasse sie selbst hieraus die Frage beantworten, ob eine so erhabene, so milde, so wohlthätige Lehre, welche ein Segen für das ganze menschliche Geschlecht ist; ob eine Veranstaltung, welche in sich selbst, in ihrer ganzen Einrichtung das unleugbare Siegel der himmlischen Weisheit, einer unermesslichen göttlichen Liebe trägt, ob eine Lehre, welche auf den unumstösslichsten Grundsätzen der Vernunft beruht, und ohne welche alle menschliche Weisheit ein Luftgebäude ohne Grundlage wäre; ob die das Werk, die Erdichtung eines frommen Betrügers, oder ob sie nicht vielmehr eine wirklich aus göttlicher Weisheit geflossene, und unter wirklich göttlicher Veranstaltung bekannt gemachte Unterweisung sei? Die Frage aber: auf welche bestimmte Weise diese göttliche Direction dabei obgewaltet habe — eine Frage, deren Beantwortung in unseren Tagen durchaus keinen praktischen Einfluss mehr weder auf die willige Annahme, noch auf die treue Ausübung dieses Unterrichtes hat —, die lasse

man doch ja aus der öffentlichen Versammlung weg; der gebe man unter den speculativen Erörterungen der Schultheologie, aber ja nicht in den Lehrbüchern der eigentlichen Religion, nicht in dem öffentlichen Unterrichte ihren Platz

Ich würde die Antwort von dem weisesten Lehrer des menschlichen Geschlechts entlehnen, dem auch einmal eine völlig ähnliche Frage vorgelegt wurde: Der Wind bläset, sagte dieser, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl: aber du weissest nicht, von wannen er kömmt und wohin er fähret. Also ist es mit der Religion. Du erfährest wohl, wenn du es nur erfahren willst, dass sie eine göttliche Lehre, und voll göttlicher Kraft sei; aber wie sie zu dir vom Himmel herabgekommen ist, das weissest du nicht, das brauchst du auch nicht zu wissen, wenn du dich nur von ihr zu deinem Heile unterweisen und zu Gott führen lässest. Oder willst du ja etwas mehreres erfahren: so wisse, dass sie zu dir nicht anders, als mittelbarer Weise kommt; dass du sie lernen, darüber fleissig nachdenken, sie ausüben und in einem feinen und guten Herzen bewahren musst. Siehe: das ist nach dem jetzigen Verfahren der göttlichen Fürsorgung der einzige Weg, auf welchem sie dir zugeführt wird; und dessen musst du dich bescheiden. — —

Das zweite Gespräch untersucht, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung, welcher von der Weisheit Gottes, in Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Agathokles fasst seine Erörterung in den Worten zusammen: Nicht von der besonderen Bestimmung eines jeden Menschen, sondern von der allen gemeinschaftlichen Bestimmung der Menschen überhaupt habe ich geredet. Von dieser, nicht von jener,

habe ich ja nur behauptet und bewiesen, dass sie von allen Menschen durch die ihnen anerschaffenen Kräfte erreicht werden könne. Hat nun Gott nach seinen unerforschlichen Rathschlüssen einige unter der grossen Anzahl seiner Menschen auserkoren, um sie durch eine unmittelbare Offenbarung zu einer ausserordentlich hohen Stufe der Vollkommenheit zu erheben, wozu diese anerschaffenen Kräfte nicht zureichend gewesen sein würden; so ist das ja eine andere Frage, die wir a priori eben so wenig bejahen können, als sie durch dasjenige, was ich bisher gesagt habe, verneint worden ist. Unsere Untersuchung hat uns nur zu der Einsicht geführt, dass eine solche Offenbarung nicht zu den Mitteln gehören könne, deren alle Menschen, selbst diejenigen, welche nie etwas davon gehört haben, zur Erreichung ihrer Bestimmung bedürften, sondern dass die allen nöthigen Mittel zur Erreichung der allen gemeinschaftlichen Bestimmung auch allen anerschaffen sein müssen.

Ob es nun übrigens noch ein particuläres Mittel, eine ausserordentliche Offenbarung gebe, wodurch ein absonderter Theil der Menschen, eine unweit höhere Bestimmung erreichen solle: das gehörte, wie gesagt, nicht zu unserer jetzigen Untersuchung, das muss aus ganz andern Gründen entschieden werden. — —

Das dritte Gespräch wirft die Frage auf, ob der Beweis von der Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, welcher von den physikalischen und moralischen Bedürfnissen der Menschen hergenommen wird, vollkommen gültig sei? Das Gespräch spitzt sich in den Sätzen zu: Die gute Sache, die göttliche Religion, dieses wohlthätige Licht, welches dem zur Ewigkeit wandernden Sterblichen die finsternen Pfade dieses Lebens bis über die Grenzen der Sterblichkeit hinaus erleuchtet; diese gute

Sache, sage ich, bedarf es ja wahrlich nicht, dass wir sie durch Gründe empfehlen, welche nicht aus ihr selbst genommen sind, und die Probe einer unpartheiischen Untersuchung nicht auszuhalten vermögen. Diese unweise Bemühung, nebst der unseligen Geschäftigkeit, die wesentlichen Lehren der Religion, diese so simplen, so einfachen, so einleuchtenden Wahrheiten durch künstliche und grösstentheils falsche Zusätze zu erweitern, sind gerade die einzigen wirklich gefährlichen Pfeile gewesen, welche je auf die Religion und zwar von ihren eigenen Freunden abgedrückt sind. Wenn wir also des grossen Berufs, welchen die Fürscheidung an uns hat ergehen lassen; des Berufs, Diener der Religion und Priester der Wahrheit zu sein, uns recht würdig machen wollen: so lassen wir uns unser ganzes Leben dazu heiligen; lassen wir uns alle anderen Wünsche, Absichten, Bemühungen und Vortheile, sie mögen Namen haben wie sie wollen, der einzigen grossen Angelegenheit nachsetzen, die Religion durch die Absonderung aller überflüssigen, falschen, und schädlichen Zusätze den Menschen annehmungswürdig zu machen, damit sie ihr das Herz mit Freuden eröffnen, und ihrer sanften Leitung sich gern und willig unterwerfen mögen. Welch ein heiliges, ehrwürdiges, freudenvolles Geschäft für den, der es nach seiner ganzen Wichtigkeit zu schätzen weiss, und ein Herz besitzt, welches höherer Freuden fähig ist. Und wenn dann sein Gewissen ihm vor Gott das Zeugniss giebt, dass er dieses Geschäft mit Ehrlichkeit und Ernst getrieben habe: was achtet er bei dieser reinen Wonne des verächtlichen Gewinnstes, durch seine Bemühungen die zweideutige Gunst der Welt erlangt zu haben; oder des kleinen Verlustes, durch die Verschiedenheit der Denkungsarten ihre gute Meinung von ihm verringert zu sehen? O wie verschwinden diese

Gegenstände vor unseren Augen, wenn unsere Blicke unablässig auf unser wahres Ziel geheftet sind! — —

Das vierte Gespräch endlich vertieft sich an der Hand der Geschichte in die Frage, ob die Menschen durch ihre natürlichen Kräfte zur Erkenntniss des wahren Gottes hätten gelangen können? Agathokles und Hermogenes führen eine Reihe von Aussprüchen der classischen Schriftsteller des Alterthums ins Feld, Instanz steht hier gegen Instanz, das Urtheil lautet: *Non liquet*. Beide reichen sich schliesslich in dem Geständniss die Hand: Wir wollen zwischen beide in die Mitte treten, und aufrichtig gestehen, dass wir nicht begreifen, wie auf diese Weise etwas Zuverlässiges ausgemacht werden könne. Dieser ganze Streit läuft doch am Ende darauf hinaus, dass man *a priori* bestimmen will, wie die göttliche Weisheit habe verfahren können, und der Herr Abt Jerusalem hat selbst mehr, denn einmal, sehr richtig erinnert, dass eine solche idealische Declamation, was Gott nach seiner Allmacht habe thun können, und was er nach unserer Weisheit habe thun müssen, gar nichts entscheide. Wenn wir also vernünftig sein wollen: so bleibt uns in dieser ganzen Sache nichts weiter übrig, als zu sehen, was Gott wirklich gethan hat, und nicht, was er unserer Einsicht gemäss, hätte thun können, oder thun müssen. Und zu dieser vernünftigen Bescheidenheit bei allen unseren Untersuchungen dieser Art, braucht es weiter keiner Beweggründe als der Erinnerung: dass die Wege des Herrn nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht die unserigen sind. — —

Campe's „Philosophische Gespräche“ sind bedeutend nach Form und Inhalt. Die Verstandesformeln der immer mehr erstarrenden Wolff'schen Philosophie und der theologischen Schule blieben auf die gelehrten Kreise

beschränkt: solche warme und anziehende Ausführungen, wie die Campe'schen, erwarben sich Leser in allen Ständen. Wie Mendelssohn, der auch philosophische Gespräche (1755) geschrieben hat, hat Campe die stillerhabne, so leicht dahinfließende Behandlungsweise Plato's sich zum Muster genommen; wie er darnach gestrebt hat, klar und anmuthig zu sein und doch eindringlich und tief, populär und dennoch wissenschaftlich, das mögen die ersten Seiten dieser Schrift bezeugen, die wir, eine Probe der Darstellung und der Entwicklung, hier folgen lassen ¹⁾.

Agathokles und Hermogenes.

Agathokles.

Nur eine Frage, guter Hermogenes, müssen Sie mir vorher erst beantworten, ehe wir zu der Untersuchung verschiedener Beweisarten der unmittelbaren Offenbarung selbst fortschreiten. Vielleicht, dass die Beantwortung derselben den Weg, den unser Verstand zu nehmen denkt, erheitern, und die Schreckensbilder, die ihn schüchtern machen könnten, glücklich von demselben verscheuchen dürfte. Was würden Sie sagen, wenn irgend ein ernsthafter Mann Ihnen beweisen wollte, dass der Wanderer, um seinen Pfad nicht zu verfehlen, oder der Ackersmann, um bei seiner Arbeit am hellen Tage sehen zu können, sich vorher erst die verschiedenen Weltsysteme müsse erklären lassen; erst vorher wissen müsse: ob Ptolomäus oder Tycho von Brahe oder Copernicus die wahre Ordnung der Laufbahnen der Planeten gefunden habe?

¹⁾ Ein Exemplar der etwas selten gewordenen Schrift verdanken wir der Universitäts-Bibliothek zu Göttingen.

Hermogenes.

Noch begreife ich nicht wie Sie auf diese wunderliche Frage kommen, und was Sie damit sagen wollen. Nun, ich würde den Mann bedauern, der seine Zeit, seinen Witz und seine Rednerkünste zum Beweise einer solchen Grille verschwenden wollte.

Agathokles.

Aber wenn er nun leugnete, dass es eine Grille sei? Wenn er nun in allem Ernst behauptete, dass man das Tageslicht zu seinen Berufsgeschäften unmöglich recht gebrauchen könne, wenn man nicht vorher gewiss sei, ob der Quell des Lichtes, die Sonne, sich täglich um die Erde wälze, oder ob die Erde der sich bewegende Theil sei, und sich um die Sonne drehe?

Hermogenes.

Sie spotten meiner und des Sophisten, den Sie sich geschaffen haben dazu, Agathokles!

Agathokles.

Nur Geduld! Hermogenes zweifelt also nicht, dass es zum Gebrauch des Sonnenlichtes durchaus unnöthig sei zu wissen, ob die Sonne sich der Erde oder die Erde sich der Sonne nähere?

Hermogenes.

Ob ich daran zweifele? Bei Gott! ich zweifele so wenig daran, dass es mir überall gleichgültig ist, ob Jemand sagt, dass der Quell des Lichtes, bei dem ich sehe, in jener brennenden Sonne, oder im Monde, oder in diesen meinen Augen sei. Ich sehe Licht; ich kann meine Ge-

schäfte dabei treiben; was will ich mehr? — Was kummert's mich, woher es komme?

Agathokles.

Halten Sie ein, mein Freund! Sie übersehen in der kleinen Hitze, worin meine seltsam scheinende Fragen Sie gesetzt haben, die Folgen, die ich aus Ihrer Aeusserung herleiten könnte. Wie? Wenn ich Ihre Behauptung auf alle andere Güter des Lebens ausdehnen wollte?

Hermogenes.

Und die Verlegenheit, in die ich dadurch gesetzt würde?

Agathokles.

Wäre diese, dass Sie zugeben müssten, dass es überhaupt zum guten und rechtmässigen Genuss dieser Güter nicht erfordert werde, dass man die Art wisse, wie sie entstehen, und den Weg, auf dem sie uns zugeführt werden?

Hermogenes.

Es sei so: aber wohl verstanden, dass man dabei überhaupt nicht aus den Gedanken verliere, dass alle diese Güter des Lebens ein Geschenk des wohlthätigen Urhebers unseres Daseins sind, von dessen Güte, wie der erhabene Psalmendichter singt, die Erde voll ist. Der Wind bläset, und reiniget die Luft, und befruchtet die Felder; ein kühlender Thau erfrischt die Gewächse; ein sanfter Regen tränkt lechzende Saaten; die Blitze leuchten, der Donner brüllt; die Atmosphäre wird von schweflichten Dünsten gereinigt, die Erde befruchtet. Der Mensch, der Gesegnete des Herrn, falle auf sein Angesicht, und ver-

ehre die allgewaltige Hand, die das alles für ihn bewerkstelligt! Das ist seine Pflicht, seine heilige unverbrüchliche Pflicht! — Aber ein Naturforscher zu sein, den Lichtstrahl spalten, den Lauf der Gestirne berechnen, Planeten wiegen, die Entstehungsart des Windes, des Thaues, des Regens, der Gewitter erklären zu können; das ist zwar eine seiner herrlichen Fähigkeiten würdige und überaus nützliche Beschäftigung: aber eine allgemeine Obliegenheit aller Menschen ist es nicht. Man kann ein guter und edler Bürger in der Stadt Gottes sein, ohne ein Naturkundiger zu sein.

Agathokles.

Recht, mein Hermogenes! Sie machen mir Herz, noch einen Schritt weiter zu gehen; aber nur an Ihrer Hand, mein Lieber, damit Muth und Behutsamkeit zusammenbleiben. — Das waren leibliche Güter wovon Sie redeten: gefällt es Ihnen jetzt zu versuchen, ob auch auf die sogenannten geistlichen Güter sich eine Anwendung davon machen lasse?

Hermogenes.

Sehr gern. Nur muss ich, weil ich noch nicht weiss, welchen Weg Sie eigentlich einschlagen wollen, im Voraus verbitten, eine durchgängige Analogie dieser leiblichen und geistlichen Güter in Absicht der Art ihrer Darleihung anzunehmen, weil es sich wohl finden könnte, dass hier eine Verschiedenheit der göttlichen Haushaltung, nach welcher die einen und die anderen uns mitgetheilt werden, obwalte.

Agathokles.

Besorgen Sie keine Erschleichungen von mir, die meiner Absicht im geringsten nicht zu Nutzen kommen

würden. Ich habe nicht die Analogie im Sinne gehabt, welche Sie vermuthen, ohngeachtet ich dabei einem berühmten Vorgänger, einem Buttler, hätte folgen können. Mein Weg geht dermalen in eine ganz andere Gegend. Sie behaupten, und das mit vielem Rechte, dass zu einem würdigen und dankbaren Genuss der irdischen Güter dieses Lebens ganz und gar nicht erfordert werde, dass man die eigentliche Art und Weise, wie sie entstehen, und wie sie uns mitgetheilt werden, kenne, wenn man sich nur dabei hüte, nicht die milde Hand aus dem Auge zu verlieren, welche uns mit diesem Segen überschüttet. Nun frage ich, ob Sie es zufrieden sind, dass wir die Anwendung hiervon auch auf die geistlichen Güter machen? Ob Sie vergönnen zu sagen, dass es damit eben die Bewandniss habe? Dass man sie ehrlich und treu, zum Heile seiner Seele, mit der innigsten Dankbarkeit gegen den Geber derselben anwenden, und gebrauchen könne, ohne eben ängstlich um die Art und Weise, wie sie von Gott uns mitgetheilt sind, bekümmert zu sein? Oder ob man, ohne Schaden seiner Seele, der Untersuchung, wie uns diese Güter verliehen werden, nicht überhoben sein kann? Was dünket meinen Freund?

Hermogenes.

Ich gestehe es, Ihre Frage macht mich etwas verlegen. Es scheint allerdings — — —

Agathokles.

Keine Uebereilung, mein Werther. Ich lasse Ihnen Zeit, die Sache erst nach allen ihren Seiten zu betrachten. Ich will mich unterdess noch deutlicher erklären, damit die ganze Wichtigkeit des Resultates unserer Untersuchung Ihrer Vorstellungskraft gegenwärtig sei und Ihre

vorsichtige Aufmerksamkeit wo möglich, noch stärker spanne. Das Ende unserer Unterredung muss darauf hinauslaufen, dass wir über einen oder den anderen von folgenden Punkten übereinkommen: entweder es ist nicht genug, dass man alle Wahrheiten und Mittel des Heils, deren Bekanntmachung die Fürsorgung veranstaltet hat, zu seiner moralischen Vervollkommenung ehrlich anwende; sondern man muss auch schlechterdings zu einer entschiedenen Gewissheit gekommen sein, ob die Bekanntmachung derselben nach dem ordentlichen oder nach einem ausserordentlichen Verfahren der göttlichen Regierung, mittelbarer oder unmittelbarer Weise geschehen sei? Oder es ist bei einer fleissigen und gewissenhaften Anwendung dieser Heilswahrheiten und bei einem Herzen voll Dankbarkeit gegen den, der sie an unsere Vorstellungskraft gebracht hat, nicht schlechterdings zur Seligkeit nothwendig, dass man über die eigentliche Art der Mittheilung derselben entscheidend sei? Die eine oder die andere von diesen Behauptungen muss das Ziel sein, bei dem wir beide zusammentreffen werden. . . .

Zu den Grundgedanken dieser Jugendschrift hat Campe nach zwei Jahrzehnten noch ausdrücklich sich bekannt. — —

Ein Nachklang jener Ausführungen Campe's, in die Sprache und in die Fassungsgabe der Jugend übersetzt, ist sein Leitfaden beim christlichen Religionsunterricht. An die Spitze desselben stellt Campe die Fragen der erwachenden Vernunft: Wer bin ich? Wem habe ich es zu verdanken, dass ich bin? Was soll ich hier? Was soll ich künftig werden? Die Antwort auf diese Fragen giebt die Religion, die Gotteslehre, welche die Menschen zu ihrem eignen Besten belehrt. Der Inhalt derselben wird aus der Natur und aus der Bibel ge-

schöpft. Christus hat dieselbe vollständiger als alle früheren Lehrer verkündigt. Natürliche und christliche Religion sind der Hauptsache nach ein und dieselbe Religion. Jede Religion ist Vernunftreligion, weil sie von Gott uns nur mittelst unserer Vernunft bekannt gemacht werden kann. Die christliche Vernunftreligion ist übereinstimmend mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens. Was weder in der gesunden Vernunft noch in unzweideutigen Stellen der Bibel begründet ist, ist Aberglaube. Gegen diesen zu protestiren macht das Wesen der protestantischen d. i. freigläubigen Kirche aus. Der Zweck der Religion ist, die Menschen gut und glücklich zu machen. Dies die Grundgedanken der Einleitung. Der erste Abschnitt handelt dann von des Menschen Natur, Bestimmung und Würde. Auch die Nachkommen der ersten Menschen werden gottähnlich geboren. Sie können böse werden durch böses Beispiel. Abschnitt zwei: Von Gott, dem Schöpfer des Weltalls. Abschnitt drei: Von der göttlichen Vorsehung. — Christus, von dessen Person der fünfte Abschnitt handelt, war der grösste Lehrer der Menschheit, ein wahrer Mensch, von seinen Zeitgenossen durch höhere Weisheit und musterhafte Rechtschaffenheit unterschieden, gesandt von Gott, die Menschen frei zu machen von Unwissenheit und Sünde, durch seine Lehre, sein Beispiel und sein Leiden. Die nächsten Abschnitte handeln noch von der christlichen Besserung, vom Gebet, vom zukünftigen Leben (die Seele dauert fort und wird einen neuen Leib erhalten) und von den zehn Geboten. Die Entwicklung der Begriffe in diesem Büchlein ist natürlich und ungesucht, die Beweise und die biblischen Stellen gehen über das Denken einer reiferen Jugend nicht hinaus.

An die kurze Besprechung des Leitfadens mag sich die Frage nach der methodischen Behandlung des Religionsunterrichtes, wie Campe ihn gelehrt und geübt hat, anschliessen. Und da müssen wir sagen: Campe ragt auch hier um eines Hauptes Länge über die meisten seiner Zeitgenossen. Da ist kein geistloses Memoriren von Sprüchen und Kernliedern, sondern eine pädagogische Behandlung, die das Kind religiös empfinden und handeln lehrt, die dem Schüler den lebendigen Gott zeigt in der Natur und in der Geschichte. In jenem Denkmal, welches Campe seinem Gottlieb Böhl gesetzt hat, spricht er seinen Gegensatz zu dem geistlosen Unterrichte jener Zeit in klarer, gemüthvoller Weise aus: Man muss hierbei wissen, dass ich überhaupt bei dem sogenannten Religionsunterrichte, d. i. bei dem heiligen Geschäfte, jungen Seelen Liebe zu Gott, zu unseren Mitmenschen und zur Tugend einzufliessen, anders zu Werke gehen zu müssen glaubte, als man gewöhnlich dabei verfährt. Da war, wenigstens in den Jahren der Kindheit, von keinen festgesetzten Lehrstunden, von keinem Auswendiglernen einer trockenen, mitunter häufig unverständlichen Fragelehre, von keinem Hersagen oder Herplappern gelernter Gebetsformeln die Rede. Ich bemühte mich auch hierin das schöne Beispiel des weisen Urhebers unserer Gotteslehre nachzuahmen.

Dieser sperrte seine Jünger, wenn er von Gott und göttlichen Dingen mit ihnen reden wollte, in kein dumpfes Lehrzimmer ein, sondern ging mit ihnen ins freie Feld, wo Gott in jeder Pflanze, in jedem Grashalme, nicht bloss ihrem Verstande, sondern auch ihren Sinnen gegenwärtig war; oder er erstieg eine Anhöhe mit ihnen, wo sie die wundervollen Werke desselben, welche Weisheit und Liebe verkündigen, übersehen konnten. Er liess sie nicht

auswendig lernen, nichts Gelerntes herplappern, sondern gab ihnen nur ein Beispiel, des kindlichen Geistes und der Einfalt, womit sie beten sollten, indem er ihnen vorbetete, ohne von ihnen zu verlangen, dass sie seine Worte nachsagen und auswendig lernen sollten. Er gab keine festgesetzten Lehrstunden, zu bestimmten Zeiten, aber er benutzte jede sich darbietende natürliche und schickliche Veranlassung, ihnen reinere Begriffe von Gott, fromme Gefühle, rechtschaffene Gesinnungen und frohe Hoffnungen einer glückseligen Zukunft einzuflössen. Ich glaubte, dass dieses Beispiel des besten Lehrers auch für mich, wie für andere Jugendführer, aufgestellt sei, und ahmte es in meiner Erziehungsanstalt nach; was auch immer andersdenkende Menschen darüber urtheilen und sagen mochten. Auch mein Unterricht und meine Erweckungen dieser Art waren daher immer kurz und einfach; auch sie wurden jedesmal nur bei Gelegenheiten gegeben, welche eine natürliche Veranlassung gewährten, zu dem Verstande und dem Herzen meiner Zöglinge zu reden, und ich gab sie so oft die Jahreszeit und andere Umstände es erlaubten, am liebsten mitten in der schönen, freien Natur, die das bewies, was ich nur sagen konnte, die das dem Herzen zuführte, was ich dem Verstande vorlegte. Auch ich liess meine frommen Kinder weder Morgens noch Abends, weder vor noch nach dem Essen Gebete hersagen, aber ich selbst und meine Mitarbeiter verrichteten unser eignes Gebet häufig mit lauter Stimme in ihrer Gegenwart, und auch dies am liebsten in dem grossen Tempel der Natur, unter dem erhabenen Gewölbe des Himmels, und bei Veranlassungen, welche eine dankbare Ergiessung unserer Herzen uns und unseren Kindern zum Bedürfnisse machten. Ich belehrte sie dabei, dass wir dieses laute Gebet nur um ihretwillen verrichteten, um

sie an den seligen Empfindungen, welche uns dabei belebten, und an den segensreichen Folgen, welche wir davon erführen, Antheil nehmen zu lassen; rieth ihnen aber dabei oft, wenn sie für sich beten wollten, welches ich ihnen nicht zu sehr empfehlen könnte, es jedesmal im Stillen und ohne Zeugen zu thun, weil sie alsdann mit ihrem lieben himmlischen Vater sich um so viel ungestörter und herzlicher würden unterhalten können ¹⁾. —

Wie pädagogisch richtig Campe die Sache angreift, das wird noch mehr erhellen, wenn wir eine Abhandlung über diesen Gegenstand aus der Hamburger Zeit ins Auge fassen. Sie führt den Titel: „Ueber den ersten Unterricht in der Religion“ ²⁾. In drei Fragen fasst er seine Aufgabe zusammen: Wann muss mit diesem Unterrichte angefangen werden? Wie muss die Art und Weise, die Methode dieses Unterrichtes beschaffen sein? Endlich, was muss von Religionswahrheiten zuerst gelehrt werden? Die hergebrachte Observanz, bemerkt er, würde den Religionsunterricht am liebsten schon in der Wiege beginnen. Von dem Begriffe des Wortes Religion ausgehend stellt nun Campe die Frage so: Wie früh man den Kindern Religion d. h. thätige Liebe und Gehorsam gegen Gott einflößen müsse? Auch er antwortet: So früh als möglich — aber möglich ist es erst dann, wenn die Pflicht, Gott zu lieben, dem Kinde veranschaulicht werden kann durch die Liebe, die es in der That bereits für seine Eltern und Geschwister empfindet. Eine weitere Vorbereitung bestehe darin, dass man das Kindesauge öffne für den reichen Segen, der aus der Natur in mancherlei Gestalten hervorquillt. Der eigentliche Religionsunterricht wird daher beginnen können, je nach der An-

¹⁾ Schreiben aus Algier etc., S. 108.

²⁾ Sammlung einiger Erziehungsschriften 1778. I, 180 ff.

lage des Kindes zwischen dem fünften und zehnten Lebensjahre.

Mit Recht warnt Campe, bei diesem ersten Religionsunterricht schulmässig und systematisch zu Werke zu gehen; ein Verfahren, bei welchem das Kind sich daran gewöhnt, Worte nachzusagen, mit denen es keinen Begriff verknüpft; vielmehr soll derselbe in gelegentlichen Gesprächen behandelt und in die Form der Erzählung eingekleidet werden. Ebenso erklärt sich Campe mit aller Entschiedenheit dagegen, dass das Kind gewisse Gebetsformeln auswendig lerne und zu festgesetzten Zeiten herplappere.

In Ansehung der Methode hebt Campe folgende Punkte hervor. Zuerst möge man immer wahr sein, sowohl hinsichtlich der religiösen Begriffe selbst, die man dem Kinde mittheilt, als auch hinsichtlich der Einkleidung und der Beweise. Unter allen Beweisen sei der analogische der Kindesnatur am meisten angemessen. Der Unterricht selbst sei ein gleichmässig fortschreitender. Mit ernstesten Worten rügt Campe dann die schulmässige Art, die Religion zu lehren, das Auswendiglernen des religiösen Leitfadens, das Erzwingen desselben durch Strafen, der beste Weg, die Religion selbst verhasst zu machen — eine Prophetenstimme auch an die Gegenwart!

Was endlich die Religionswahrheiten selbst betrifft, die den Kindern im ersten Unterrichte mitgetheilt werden sollen, so stellt Campe den Grundsatz auf, nur das dem Kinde bekannt zu machen, was seine eigene Wissbegierde ihm zum Bedürfniss macht und was seinem Alter wirklich nützlich ist. — Dass das Kind gleich die Religion schauen, dass es durch unmittelbare Vorgänge zu dem Gefühl des religiösen Lebens gelangen müsse, dass Religion kein Gegenstand des Wissens, sondern des Ge-

müths sei, dass die Naturkunde und die Geschichte mit hereinzuziehen seien, dass eine Stufenfolge stattfinden müsse — das sind lauter Lichtblicke, durch welche Campe ahnungsvoll seinen Zeitgenossen vorauseilte. —

An diese theoretische Entwicklung reiht nun Campe in sechs Gesprächen zwischen Mutter und Tochter den Versuch einer leichten Entwicklung der ersten Religionsbegriffe — klar und bestimmt in der Frageweise, sei es dass erörtert oder entwickelt oder begründet wird, das Endergebniss immer eine religiöse Wahrheit. Wir theilen, das Gesagte zu belegen, das zweite Gespräch mit.

Mutter. Wo ist denn wohl Deine Puppe hergekommen, mein liebes Lottchen?

Lottchen. I, die hast Du mir ja gekauft; weisst Du nicht mehr, von der dicken Frau, die so viel schöne Sachen hatte?

Mutter. Aber woher mag denn wohl die Frau sie gekriegt haben?

Lottchen. Sie sagte ja, sie hätte sie selbst gemacht.

Mutter. Musste sie denn erst von Jemand gemacht werden? Konnte sie nicht so von sich selbst entstehen, ohne dass sie Jemand machte?

Lottchen. Von sich selbst? O, Du spasst nur, liebe Mutter!

Mutter. Aber ist denn alles, was wir haben, erst gemacht worden? Zum Exempel Dein Kleid?

Lottchen. Hat das nicht der Schneider gemacht?

Mutter. Aber dies ganze grosse Haus, das haben doch wohl keine Menschen gemacht?

Lottchen. Wo wollte es denn sonst hergekommen sein? Hast Du nicht gesehen da am Markte, wo wir gestern

vorbei gingen? Da bauten die Menschen ja auch eben ein grosses Haus.

Mutter. Ja, ganz recht. — Es entsteht also nichts von sich selbst; sondern alles wird von Menschen gemacht! nicht, liebe Lotte?

Lottchen. Ja, Mutter.

Mutter. Aber ich weiss doch etwas, was kein Mensch gemacht hat, und doch recht wunderschön ist.

Lottchen. O, was ist das? Zeige es mir, liebes Mütterchen; bitte bitte!

Mutter. Das will ich gern; komm, wir wollen dort ans Fenster treten. — Nun sieh mal da hinaus in den Garten und in das Feld; was ist da?

Lottchen. Ach! da sind so schöne Blumen! Und die sind so bunt, so bunt! allerliebste!

Mutter. Und was ist denn dort weiter hin?

Lottchen. Da sind Bäume, die uns das Obst geben. O sieh mal, wie da schon so viel kleine Aepfel an den Zweigen hängen! Die sollen schmecken, wenn sie erst reif sind! Dass Dich!

Mutter. Das sollen sie auch, mein Kind. — Nun da siehst Du also schon etwas, was die Menschen nicht gemacht haben, und was doch recht schön ist.

Lottchen. Haben das die Menschen nicht gemacht?

Mutter. Nein, Lotte. Wir Menschen können wohl die Blumen abpflücken, und daran riechen, aber wir können selbst keine machen. Wenn das Obst auf den Bäumen reif ist, so können wir es wohl abschütteln und essen, aber machen können wir weder Bäume noch Obst. — Aber siehe! da fängt es auf einmal an zu regnen, und der Wind bewegt die Bäume hin und her: sollten das auch wohl Menschen sein, die den Regen herunter giessen und den Wind wehen lassen?

Lottchen. Nein, das glaube ich nicht.

Mutter. Du hast recht. Denn der Regen fällt ja aus der Luft herunter, und wie könnten da Menschen sein? Und mit unserem Munde können wir wohl ein wenig blasen, aber gewiss nicht so einen Wind machen, wie der da ist, der die grossen Bäume schüttelt. — Siehst Du wie dort die Sonne eben hinter einer Wolke hervorkömmt?

Lottchen. Ach ja, die liebe Sonne!

Mutter. Und weist Du noch, wie wir gestern Abend unter den Linden waren, und den schönen Mond, und alle die lieben kleinen Sternchen sahen?

Lottchen. Die da oben am Himmel waren? Ach! das war recht niedlich!

Mutter. Nun, kannst Du glauben, dass diese hohe Sonne und der Mond und die Sterne, die so weit von uns weg sind, von Menschen gemacht wurden?

Lottchen. Nein, Mutter, das kann ich unmöglich glauben.

Mutter. O mein liebes Kind; es geschieht vieles, sehr vieles, ohne dass wir Menschen das Geringste dazu thun! Indess, dass wir schlafen, scheint der Mond und die Sterne, ohne dass sie Jemand angezündet hat. Ehe wir noch erwachen, ist schon die Sonne wieder da, um einen neuen Tag zu machen. Es wird Winter und Sommer, es regnet, schneit, friert und wird wieder warmes Wetter, ohne dass wir etwas dazu beitragen. Indess wir ruhig in unseren Häusern sitzen, wächst dort das Korn auf dem Felde und auf den Bäumen das Obst, das uns nachher so gut schmeckt. Auch die Thiere werden nicht von uns hervorgebracht, und doch geben sie uns Milch, Eier und Fleisch zu essen, und Wolle zu unseren Kleidern. Wir selbst, Du, mein liebes Lottchen, und Dein Vater und

ich und die anderen Menschen alle, haben uns ja auch nicht selbst hervorgebracht! Du wirst auch alle Tage grösser, ohne dass Du von Jemand länger gemacht wirst. — Du siehst also wohl, dass viele, viele Dinge geschehen, ohne dass die Menschen etwas dabei thun.

Lottchen. Aber wer thut es denn, wenn es die Menschen nicht sind?

Mutter. Es muss wohl einer sein, der noch viel mehr kann, als die Menschen können. Nicht wahr?

Lottchen. Ja, der muss recht viel machen können.

Mutter. Und muss gewiss recht gütig sein, weil er uns selbst gemacht hat, ohne dass wir ihn darum bitten konnten, und weil er uns alle Tage Speise und Kleider giebt?

Lottchen. Giebt er uns das auch? — Ich dachte, der Vater gäbe uns zu essen?

Mutter. Das thut er wohl; aber er kann doch selbst keine Speise machen. Siehst Du, Lotte, das Brot wird von Mehl, das Mehl aus dem Korn gemacht, und das Korn kann Dein Vater nicht hervorbringen, das wächst dort auf dem Felde. Eben so wenig kann Dein Vater Fleisch, oder Milch, oder Eier machen. Das alles muss also wohl einer für uns entstehen lassen, der selbst kein Mensch ist; und muss der nicht recht gütig sein, dass er uns so mit allem versorgt, was wir nöthig haben?

Lottchen. Ach! ja; aber wer ist denn das, liebe Mutter?

Mutter. Kind, es ist ein unaussprechlich gütiges, herrliches und mächtiges Wesen, welches wir Gott nennen, er ist es, welcher uns und alle Thiere, die Sonne, den Mond und die Sterne, die ganze Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat. Der ist es, welcher Regen und Sonnenschein giebt, und wachsen lässt alles, was wir

nöthig haben. — Dieser liebe gute Gott ist also unser Aller Vater, von dem wir alle herkommen, der uns alle recht herzlich lieb hat, und dem wir alles zu verdanken haben, was uns Freude macht.

Lottchen. Aber meine Puppe hat er mir doch nicht gegeben? Die hat ja die Madame gemacht, und Du hast sie mir gekauft.

Mutter. Die Frau, mein Kind, hat sie nur zusammengesetzt; aber alles, was sie dazu brauchte, hat der liebe Gott gemacht. Sieh' nur, das Gesicht der Puppe ist mit Kreide und Farbe angestrichen; die lässt Gott in der Erde wachsen. Das Hemde ist von Leinwand, welches aus Flachs bereitet wird, und das Flachs bringt Gott auf dem Felde hervor. Der Rock ist von Baumwolle und die hat Gott auf Bäumen wachsen lassen. Das Kleid ist von Seide; und weisst Du, wo sie herkommt?

Lottchen. Nein, Mutter.

Mutter. Dazu hat der liebe Gott kleine Würmer erschaffen, die müssen die Seide aus ihrem Leibe herausspinnen. Ich will auf ein andermal Dir solche Würmer zeigen. — Auch das Geld, welches ich der Frau dafür gab, dass sie die Puppe so zusammengesetzt hat, war von Silber gemacht, und das Silber lässt Gott in grossen Bergen wachsen, wo es denn von Menschen herausgegraben wird. — Und gewiss würde ich Dir die Puppe nicht gekauft haben, wenn Gott nicht gemacht hätte, dass die Eltern ihre Kinder so lieb haben. Denn wenn ich Dich nicht lieb hätte, so schaffte ich Dir auch nichts an, was Dir Freude machen kann. Siehst Du also wohl, dass Du auch Deine Puppe Gott zu verdanken hast?

Lottchen. O, der liebe Gott! — Aber wo ist er denn? Ich möchte ihn so gern einmal sehen.

Mutter. Er ist bei uns, mein Kind, hier und an allen Orten; aber sehen können wir ihn nicht. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Lottchen. Wie weisst denn Du aber, dass er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Mutter. Höre, mein liebes Lottchen, Du weisst doch nun schon, dass wir — ich und Du — jeder eine Seele sind; aber hast Du schon jemals eine Seele gesehen?

Lottchen. Nein.

Mutter. Aber glaubst Du nicht, dass meine Seele hier zugegen sei?

Lottchen. O ja, das glaube ich.

Mutter. Aber warum glaubst Du das?

Lottchen. O ich habe wohl behalten, was Du mir gestern sagtest; — weil Dein Körper sonst nicht lebte, und nicht vernünftig sprechen könnte.

Mutter. Ganz recht, mein liebes Kind. Also deswegen, weil meine Seele hier etwas thut, indem ich die Hand ausstrecke oder mit Dir rede, glaubst Du, dass sie hier zugegen sein müsse. Wenn Du nun wüsstest, dass der liebe Gott hier und an allen Orten auch etwas thue, auch etwas mache: würdest Du da nicht aus eben demselben Grunde überzeugt sein, dass er auch hier und an allen Orten zugegen sein müsse?

Lottchen. Ja, das würde ich. Denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht wäre?

Mutter. Du hast Recht, meine Liebe! So lass uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas verrichte? — Halte mal Deine Hand hier an die linke Seite Deiner Brust; was giebt es da?

Lottchen. Ich weiss es nicht; aber es geht immer tick! tack! als wenn eine Uhr darin wäre.

Mutter. Ich will es Dir sagen. Das ist Dein Herz, welches sich immer hin- und herbewegt, wodurch Blut, welches auf der einen Seite dem Herzen zuläuft, auf der anderen wieder fortgeschnellt wird, damit es immer im Laufen bleibe. Stände das Herz einen Augenblick still, so würde das Blut in allen Adern aufhören zu laufen; dann würde Deine Seele in eben dem Augenblicke diesen Körper verlassen, und er würde todt sein. Es ist Dir also viel daran gelegen, dass dies Uhrwerk im Gange bleibe. Aber wer macht es nun so schlagen? Bist Du es etwa selbst?

Lottchen. Ich wusste ja nicht einmal, dass es so tick! tack! machte.

Mutter. Oder bin ich's? oder ist es irgend ein anderer Mensch?

Lottchen. Es kann ja keiner dazu kommen.

Mutter. Du hast ganz Recht. Wenn ich auch nicht hier wäre, so würde Dein Herz doch fortfahren zu schlagen. Ich kann also die Ursache davon nicht sein. Aber wer ist es denn?

Lottchen. O ich merke es schon; das wird gewiss der liebe Gott sein, der das macht.

Mutter. Getroffen, mein Kind! Denn wer könnte es sonst auch sein? — Ja, Gott, der liebe, gute Gott ist es, der unsere Herzen schlagen macht und uns dadurch lebendig erhält: kann er also wohl fern von uns sein? Muss er nicht vielmehr hier und an allen Orten zugegen sein, wo Menschen oder andere lebende Wesen sind? — Freue Dich also, liebes Kind, mit mir und allen Menschen, dass wir einen so guten und so mächtigen, obgleich unsichtbaren Vater haben, der immer bei uns ist, uns lauter Lie-

bes und Gutes thut, wenn wir ihn nur auch lieben und gute Menschen zu werden suchen. Morgen will ich Dir noch etwas mehr von ihm sagen. — —

Wenn nun auch Campe mit Recht auf das Gemüth beim religiösen Unterricht das Hauptgewicht legte, so wollte er, da der Lehrer bei diesem Gegenstande es auch mit Begriffen zu thun hat, die Thätigkeit des Verstandes nicht verkürzen. Er suchte daher den Religionsunterricht auf einen psychologischen Boden zu stellen, in einem propädeutischen Cursus aus der Anschauung durch die Sprache eine Reihe von Begriffen und Vorstellungen abzuleiten, welche die Brücke zu dem eigentlichen Religionsunterrichte bilden. In diesem Sinne schrieb Campe seine von steifer Pedanterie freie, sinnige „Kleine Seelenlehre für Kinder“. In diesem Büchlein will er, wie die Vorrede eingehend darlegt, diejenigen Begriffe aus der Seelenlehre auf dem Wege der Erfahrung entwickeln, welche bei dem Zögling als Vorbegriffe vorausgesetzt werden müssen, wenn er irgend eines zusammenhängenden und auf Vernunftwahrheiten gegründeten Unterrichts in der Religion und Sittenlehre fähig werden soll. Demgemäss werden auf diesem Wege eine Reihe von Ausdrücken abgeleitet, wie sie bei jedem sittlichen Unterrichte vorkommen: Vorstellung, Begriff, Urtheil, Schluss, Gedächtniss, Phantasie, Neigung, Begierde, Sinnlichkeit, Naturtrieb, Leidenschaft u. s. w.

Sehen wir an einem Beispiel wie Campe den Begriff „Nachahmung“ ableitet.

Neuntes Gespräch. (Bei Tische war Jedermann sehr begierig, zu wissen, was doch das wohl für ein Trieb sein möge, den der Vater noch erklären wolle; aber Kei-

ner konnte es errathen. Endlich gab man es auf, und redete von anderen Dingen. Da nahm der Vater sein Glas, benetzte den Finger mit Wasser, fuhr damit auf dem Rande des Glases herum, und lockte auf diese Weise wunderschöne Töne heraus. Sein nächster Nachbar hatte dies kaum bemerkt, so that er ein Gleiches, diesem ahmte der folgende nach, und dem wieder der Folgende, bis in weniger als ein paar Minuten die ganze Tischgesellschaft, Gross und Klein, mit den Gläsern spielte. Da lächelte der Vater, gab das gewöhnliche Zeichen zur Stille und sagte:)

Vater. Wie verfallt Ihr denn Alle auf einmal darauf, auf den Gläsern zu spielen?

Johannes. Ich habe es nicht zuerst angefangen.

Ferdinand. Ich that's, weil der es gethan hat.

Dietrich. Und ich, weil es Gottlieb that.

Gottlieb. Ja, und ich, weil Vater es selbst that.

Vater. Ihr habt also Alle Etwas gethan, das Ihr einen Anderen thun sahet?

Alle. Ja.

Vater. Und es befahl Euch doch Keiner, es so zu machen?

Alle. Nein.

Vater. Nun warum thatet Ihr es denn?

Johannes. Ja, das ist närrisch, wenn Jemand Einem etwas vormacht, gleich muss man es nachmachen!

Vater. Hast Du das gefühlt? — Und soll ich Dir nun erst noch sagen, was das für ein Trieb sei, den ich Euch heute noch zu zeigen versprach?

Johannes. Ah, nun weiss ich! Es ist der Trieb des Nachmachens!

Vater. Sage lieber, es sei der Trieb der Nachahmung. Auch diesen haben Eure Seelen mit allen anderen Menschenseelen gemein.

Nikolas. O, auch mit den Affenseelen! Die machen ja auch Alles nach, was sie sehen.

Vater. Ganz recht. Bei Kindern und Affen zeigt sich dieser Trieb am meisten; Ihr sehet also, mit welchen Herren Ihr eine Aehnlichkeit habt.

Matthias. Ja, mit den Herren Affen.

Gottlieb. O pfui! ich wollte dass wir den Trieb nicht hätten!

Vater. Das sage ja nicht in Ernst! Denn wenn Ihr ihn nicht hättet, so würdet Ihr in Eurem ganzen Leben wohl nicht klüger und besser als ein Aeßchen werden.

Dietrich. Wie so?

Vater. Wodurch werdet Ihr denn wohl von Tage zu Tage klüger und besser? Nicht wahr, vornehmlich dadurch, dass Ihr das thut, was Ihr erfahrene und verständige Leute thun sehet?

Dietrich. Ja.

Vater. Also durch den Trieb der Nachahmung?

Dietrich. Ja; aber warum werden denn die Affen nicht klüger dadurch?

Vater. Weil ihre Seele nur äussere Dinge, Geberden und Handlungen, aber nicht innere und unsichtbare Gedanken und Gesinnungen nachahmen kann; und das können sie nicht, weil sie keine Vernunft haben.

Gottlieb. Bleiben wir denn nun immer solche Affen?

Vater. Das Verlangen, Anderen nachzuahmen, bleibt zwar immer, auch wenn man schon erwachsen ist; aber dann befriedigt man es nicht mehr sogleich, als man es wohl zu thun pflegt, so lange man jung ist. Da bedenkt man vielmehr immer erst, ob es auch wohl nützlich sei, Anderen in dieser oder jener Sache nachzuahmen? Und wenn man keinen Nutzen davon sieht, so lässt man es bleiben.

Ferdinand. Vater, soll ich die Tafel herunterholen, um das auch anzuschreiben?

Vater. Thue es, aber bringe auch unser heutiges Bild mit.

Johannes. Ist davon auch etwas darauf zu sehen?

Vater. Das wollte ich selbst gern wissen; deswegen sagte ich, dass er es mitbringen solle.

Ferdinand. Hier, Vater, ist beides! — Was sollen wir denn bei den Kindern behalten, die da Soldaten spielen?

Vater. Diese Kinder thun Etwas, was sie von den Soldaten gesehen haben.

Johannes. Ha, ha! Sie ahmen den Soldaten nach.

Vater. Und zeigen also, dass ihre Seelen auch einen Trieb zur Nachahmung haben. Daran soll diese Vorstellung erinnern.

Ferdinand. Dies Mal sage ich doch vor, weil ich die Tafel und das Bild geholt habe?

Vater. Das giebt Dir nun wohl noch kein Vorrecht; aber wenn Du mir alle die sieben Naturtriebe, die wir nun schon kennen gelernt haben, recht ordentlich anzugeben vermagst, so mag es darum sein.

Ferdinand. Nun ja!

Vater. Du, Johannes, stelle Dich hinter ihn, um sein Nothhelfer zu sein, falls er stecken bleiben sollte.

Ferdinand. O, das wird nicht nöthig sein! (Er sagt Alles ordentlich und deutlich her.)

Vater. Nun, das war recht gut! So sage mir den vorall.

Ferdinand. Der siebente Trieb unserer Seele ist der Trieb der Nachahmung.

Vater. Und wozu treibt uns dieser?

Ferdinand. Der treibt uns an, dasjenige nachzuahmen, was wir andere Leute thun sehen.

Johannes. O, sollen wir nun nicht gleich noch mehr lernen?

Vater. Nein, Johannes, für dies Mal ist es genug.

Johannes. O, das ist Schade!

Vater. Weil wir für heute schon genug gelernt haben, so wollen wir den schönen Nachmittag zu einer Lustreise anwenden.

Alle. Zu einer Lustreise? O wohin? Wohin?

Vater. Nach Blankenese, um von einem der dortigen Berge der herrlichen Aussicht über die Elbe hin zu geniessen.

Alle (hüpfend und klatschend). Ah! nach Blankenese! zu Herrn Faber! O, das ist herrlich! das ist prächtig!

Vater. Es ist mir lieb, dass mein Vorschlag Euch Freude macht. Aber — macht Euch gefasst — selten pflegt im menschlichen Leben eine Freude ohne Begleitung zu kommen. Gemeiniglich hinkt ihr irgend ein Missvergnügen nach, welches nicht von ihr getrennt werden kann.

(Alle stutzen.)

So können wir heute z. B. nur Einen Stuhlwagen haben, und auf dem können wir nur höchstens Zehn sitzen. Zehn von uns werden sich also entschliessen müssen zu Hause zu bleiben.

(Allgemeine Bestürzung.)

Und wer soll das nun sein?

(Allgemeines Stillschweigen.)

Ich weiss keine bessere Auskunft, als dass wir losen. Einen Topf her! Hier sind so viele Zettelchen, als Köpfe da sind. Jeder von uns zieht einen davon aus dem be-

deckten Topfe hervor; wer ein gewinnendes Loos zieht, fährt mit; wem ein verlierendes zu Theil wird, der bleibt hier. Seid Ihr es so zufrieden?

Alle. Ja!

Vater. Nun wohlan! Der Kleinste zieht zuerst, und so bis zum Grössten hinauf. So! — so!

(Jeder zieht; Einige erheben ein frohlockendes Jauchzen; Andere, welche Nieten gezogen haben, machen ein klägliches Gesicht.)

Nun ist es entschieden. — Aber was ist das? Wie, Johannes, eine Thräne? — Das ist kein männliches Betragen. Unglücksfälle, die man sich nicht selbst zugezogen hat, muss man mit Standhaftigkeit erdulden.

Johannes. Ich will auch (wischt sich die Thräne ab, und zwingt sich zu lächeln).

Vater. Gut! Aber Ihr Anderen, wie ist Euch dabei zu Muthe? Wird Euer Vergnügen heute wohl recht vollkommen sein, da einige Eurer Freunde keinen Antheil daran nehmen können?

Alle. Nein!

Vater. Wie wäre es also, wenn wir die Reise nach Blankenese bis auf einen anderen Tag aufschöben und dafür heute nach Wandsbeck gingen?

Alle. O ja! ja! Nach Wandsbeck! Nach Wandsbeck!

Vater. So macht Euch fertig. — Aber halt! Da hat es ja wohl wieder etwas Neues in unserer Seele gegeben? Wartet doch, dass wir erst einen Augenblick darüber nachdenken. — Was that denn wohl Eure Seele, da ich sagte, dass wir nach Blankenese fahren wollten?

Nikolas. Sie freute sich.

Vater. Und was that die Eurige, Ihr Anderen, da Euch das Loos traf zu Hause zu bleiben?

Johannes. Sie betrübte sich.

Vater. Und das war wohl noch dazu eine recht grosse Freude und eine grosse Betrübniss?

Alle. Ja, eine recht grosse.

Vater. Fühltet Ihr nicht Alle, dass Euer Blut anfang viel schneller zu laufen; dass Euer Herz viel stärker klopfte?

Alle. Ja, das ist wirklich wahr!

Vater. Und dachtet Ihr in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr erfreut, und Ihr Anderen in dem Augenblicke, da Ihr Euch so sehr betrübtet, dachtet Ihr da wohl an etwas Anderes?

Alle. Nein!

Vater. War es nicht, als wenn Ihr gegen alles Andere in der Welt taub und blind wäret?

Alle. Ja.

Vater. Und wollt Ihr wissen, wie man einen solchen Zustand unserer Seele nennt, da sie sich so sehr erfreut, oder so sehr sich betrübt, so heftig etwas begehrt, oder so heftig etwas verabscheut, dass sie an nichts Anderes denkt, nichts Anderes hört und sieht, und dass das Blut in unseren Adern einen schnelleren Lauf gewinnt? Man nennt ihn Affect, auf Deutsch: Leidenschaft. Eure Seelen waren also jetzt in Leidenschaft; die Eurigen, Ihr, die Ihr ein gutes Loos gezogen hattet, in der Leidenschaft der Freude, und die Eurigen, Ihr, die Ihr zu Hause bleiben solltet, in der Leidenschaft der Traurigkeit. — —

Der Leitfaden, der die Glaubenslehre vorträgt, erhält seine nothwendige Ergänzung durch das Sittenbüchlein für Kinder, in welchem die Sittenlehre abgehandelt wird. In vier Abendgesprächen behandelt Campe die Pflichten gegen uns selbst, die Pflichten ge-

gen Andere, die Pflicht der Geselligkeit, das Gewissen und die Religion — fasslich, lebendig, gemüthlich bei rechtzeitig eingestreuten Beispielen. Wir können uns nicht versagen, auch hier unseren Sittenlehrer selbstredend einzuführen: Noch muss ich Euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchem Menschen viel Verdriesslichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch Schwatzhaftigkeit sich und Anderen oft grosses Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Klatschen entstehen allerhand Zänkereien und Feindschaften, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie Jedermann, und Diejenigen, welchen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschliessen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, dass er auf eine oder die andere Weise sein Glück machen muss. Ich muss Euch doch ein Beispiel davon erzählen, welches ich irgendwo einmal gelesen habe.

Einige von Euch wissen schon, dass es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es liess sich von vielen alten Männern beherrschen, welche Rathsherren hiessen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammenzukommen, um sich über allerlei wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da Etwas vorfiel, was nicht alle Leute wissen sollten, so waren Alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch wohl ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe

lieb gewinnen, und mit desto grösserem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten.

So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papirius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sei? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte Euch gern Alles erzählen, aber es ist mir verboten worden. Die unvernünftige Mutter wollte jedoch diese Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohte mit Strafen, wenn er ihr nicht Alles widersage. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wusste, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: man habe sich heute berathschlagt, ob es nicht gut sei, dass jeder Mann statt Einer zwei Frauen nehme?

Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen umherlief, und ihnen das Geheimniss mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen Alle in die Rathsversammlung und schrien den Männern die Ohren so voll, dass diese auf den Gedanken geriethen, sie seien sammt und sonders verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte, er müsse seinen Fehler nur gestehen, er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiss gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht anders zu retten gewusst habe. Die Rathsherren gaben ihm darauf zwar einen Verweis, dass er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet sei; aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn doch Alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniss vor schlimmen Fol-

gen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften, so erlaubten sie doch dem jungen Papirius, zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu geniessen und gaben ihm, zum Andenken an jenen Vorgang, einen besonderen Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit sein sollte. Ich habe Euch diese Geschichte bloss deswegen erzählt, weil Ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es gar nicht hübsch, dass der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr hässlich war, dass sie Etwas zu wissen verlangte, das sie nichts anging und welches ihrem Sohne zu sagen verboten war.

Hütet Euch also, Ihr lieben Kinder, Etwas auszuplaudern, wovon Ihr vermuthen könnt, dass man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird Euch Jedermann als Verräther fliehen, und Ihr werdet selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen sichern Busen Ihr Eure Geheimnisse niederlegen könnt. Denn ein Verräther wird von Jedermann gehasst, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, dass sie selbst am meisten sich dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen. Betragt Ihr Euch daher klüger, meine lieben Kinder, und merkt Euch hierüber den Spruch:

Treu und verschwiegen sein ist eine schöne Pflicht;
Wo plaudern schaden kann, da schweig' und rede nicht!¹⁾ —

¹⁾ Sittenbüchlein S. 113.

Fürwahr, wenn derjenige ein Christ ist, der da glaubt, dass die Vollendung des religiösen Lebens in Christo erschienen sei und dass in einer von seinem Geiste beseelten Gemeinschaft auch unser religiöses Leben dieser Vollendung entgegengehe: dann war Campe ein echter Christ. Im October 1787, zu einer Zeit, als er unter der Wuth der orthodoxen Theologen seufzte, schrieb er an einen Freund: Ein Feind des rechtverstandenen und von der Spreu menschlicher Zusätze gereinigten Christenthums, welches ein Jerusalem, Spalding, Sie und ähnliche Männer als wahr erkannt haben und zu verbreiten suchen, ein Feind dieses Christenthums kann, meiner innigsten Ueberzeugung nach, nur ein Rasender sein. Was mich betrifft, so bin ich so weit entfernt gegen dieses Christenthum, ich will nicht sagen eine Feindschaft, sondern nur eine Abneigung, wahrzunehmen, dass ich es vielmehr mit meiner ganzen Seele ganz umfasse und es mir für nichts in der Welt möchte nehmen lassen. Dass ich das nicht sagen würde, wenn es nicht mein Ernst wäre, trauen Sie mir gewiss zu: weil ich Gottlob! mein ganzes bisheriges Leben zur Bürgschaft stellen kann, dass Heuchelei kein Bestandtheil meines Charakters sei. —

Campe war ein protestantischer Christ, nicht bloss durch den Zufall der Geburt, sondern aus innerster Ueberzeugung ¹⁾. Die Freiheit des Glaubens hat er stets hochgehalten, die Freiheit der Lehre durch Wort und Schrift. Jeder Aberglaube, jede priesterliche Bevormundung dünkte ihm unerträglich. Aber mit der Glaubensfreiheit verband er Glaubensinnigkeit, ein Gewissen, fromm, demüthig, opferbereit. Wie hat sein Herz dem Manne entgegengeschlagen, der im Geisterkampf der Reformation

¹⁾ Ueber den Unterschied des Katholicismus und Protestantismus. Braunschw. Journal II, 5 ff.

in erster Linie gestanden, unserem Luther! Im Jahre 1808 wurden Beiträge gesammelt zu einem Denkmal für den Helden der Geistesfreiheit. An Lessing's Sinn-
gedicht anknüpfend:

Wie, Luther's Denkmal dieser Stein?

Er wird des Steines Denkmal sein!

schrrieb Campe einen fulminanten Artikel in den „Reichsanzeiger“, gegen ein Denkmal von Erz und Stein sich erklärend (26. Nov. 1805): Luther's Denkmal muss nicht nur gross und erhaben sein, wie er war, es muss auch in seinem Sinne, in Uebereinstimmung mit seinem Geiste, errichtet werden — sein Geist muss aus ihm und über ihm wehen; es muss die fortschreitenden Wirkungen dieses grossen Geistes durch Jahrhunderte und Jahrtausende befördern, vermehren, verstärken helfen; es muss nicht auf Hunderte und Tausende, sondern, wie er, auf Millionen aus allen Ständen, aus allen Ländern, aus allen Zeiten, wirken; es muss nicht nur dem deutschen Namen bei anderen Völkern Ehre bringen, sondern auch die ganze deutsche Völkerschaft auf der Himmelsleiter, die Jakob im Traum sah, auf der endlosen Leiter der Aufklärung, der geistigen und sittlichen Bildung, und der Menschenthümlichkeit oder sogenannten Humanität um mehrere Stufen höher heben, und mit diesem Emporheben, wie Luther's Geist, durch Jahrhunderte und Jahrtausende ununterbrochen fortfahren; es muss nämlich endlich auch dauernder, als Stein und Erz, es muss, wie Luther's Verdienste um die Menschheit unvergänglich und unsterblich sein.

Nicht wahr, das heisst Ihr schwärmen? — Ich nicht; obwohl ich fühle und nicht zu läugnen begehre, dass es mir, so oft ich an die Möglichkeit dieses Denkmals denke und mir den Entwurf dazu ausmale, jedesmal ein wenig

warm vor der Stirn wird. „Also möglich wäre ein so hünenmässiger Entwurf?“ Nicht bloss möglich, sondern auch ausführbar; wie ich, wenn Ihr noch einige Augenblicke mir Eure Aufmerksamkeit schenken wollt, durch Darlegung des ganzen Gedankens erweisen zu können glaube. Wohlan! lasst uns hören,

Quid dignum tanto ferat hic promissor hiatu.

Wohlan denn!

1. Man setze von den eingelaufenen Geldern auf das vollendetste geschichtliche Meisterwerk über Luther's Verdienste um die Menschheit einen ungewöhnlich hohen Preis, wenigstens tausend Ducaten, damit auch allenfalls ein deutscher Tacitus, wenn etwa ein solcher im Verborgenen unter uns leben sollte, sich darauf einzulassen der Mühe werth achten könne.
2. Man verlange von diesem Werke, dass
 - a) der Zustand der Menschheit vor der durch Luther bewirkten Geistesumwälzung,
 - b) das, was er zur Verbesserung dieses Zustandes, so lange er lebte, wirkte,
 - c) die sich immer mehr und mehr entwickelnden Folgen dieser Wirkungen bis auf unsere Zeiten, und
 - d) der wahre Zweck und Geist des Lutherthums klar und wahr, kurz und doch vollständig, in der edelsten und doch zugleich einfachsten, gemeinverständlichsten und reinsten Schreibart auf eine so würdige und meisterhafte Weise darin entfaltet und beschrieben werden sollen, dass der Verfasser einem Xenophon, Plutarch oder Tacitus, ohne Verletzung der Bescheidenheit, an die Seite zu treten wagen dürfe.

3. Man setze einen zweiten geringeren Preis, 100 Ducaten, für den besten und kernhaftesten Auszug aus Luther's Schriften, höchstens 24 Bogen stark, aus, worin unter passenden allgemeinen Ueberschriften diejenigen Kernsprüche des grossen Mannes aufgestellt werden, die das Eigenthümliche seines Geistes am meisten bezeichnen, und deren Inhalt auch noch in unseren Zeiten und bei unserem Lichte betrachtet, beherzigt und verbreitet zu werden verdient. Diese Auszüge werden eben so viele Belege zu den in der ersten Preisschrift entwickelten Hauptzügen des grossen Geistes und des Heldengemüthes unseres Luther's sein.
4. Man ersuche die drei der ersten freigläubigen oder sogenannten protestantischen Musensitze durch engere Ausschüsse aus ihrer Mitte drei einander untergeordnete gelehrte Gerichtshöfe zu bilden, die über die einlaufenden Preisschriften zu entscheiden hätten.

So war es ein echt protestantischer Zug, wenn Campe mehr auf die Gesinnung den Nachdruck legte, als auf das äussere Werk, wenn er im tiefsten Innern sich abgestossen fühlte, so oft ihm auf seinen Reisen das fromme Nichtsthun der Mönchsübungen, die äussere kirchliche Ceremonie, die ganze Unnatur der Wunder- und Heilengeschichten entgegentrat. So wenn er über Paderborn schreibt: Dahingegen herrscht in dieser Stadt, wie in dem ganzen Lande, der strengste und — es thut mir Leid, hinzusetzen zu müssen — der plumpste und abergläubischste Zwangsglaube oder Katholicismus, mit allen den schädlichen Missbräuchen, welche gewöhnlich damit verbunden sind. Statt der thätigen Volksmenge, welche das Strassengewühl einer betriebsamen Stadt zu einem

so angenehmen Schauspiele macht, sieht man hier die Strassen mit müssigen Geistlichen, mit andächtelnden, in schwarze Regentücher gehüllten und einen Rosenkranz am Arme tragenden Weiblein, die zur Messe schleichen, und mit Bettlern bevölkert, die für die Gabe, die sie fordern, sich anheischig machen eine heilige Messe für dich zu hören. Von zweckmässigen neueren Anstalten zur Aufklärung und Veredelung des Volkes habe ich hier nicht Eine auskundschaften können. Und doch scheint in dem ganzen nördlichen Deutschland, so weit ich es kenne, wohl keine andere Gegend solcher Anstalten mehr zu bedürfen, als diese ¹⁾. —

Oder, wenn er unter dem Eindruck der ersten Nachrichten von der französischen Revolution über die Zustände in Brüssel sich also vernehmen lässt: Man ist hier noch sehr abergläubig, und wird es vermuthlich noch lange bleiben, weil der Mönchs- und Pfaffengeist hier noch wenig oder nichts von seinem allgewaltigen Einflusse verloren zu haben scheint. Dies lässt von der hier bevorstehenden Staatsumwälzung für die Menschheit überhaupt nicht viel Erfreuliches und Grosses hoffen. Die Pfaffen werden eine Hauptrolle dabei spielen; und diese werden sich wohl hüten, dem menschlichen Geiste mehr Freiheit auszuwirken oder zu verwilligen, als mit den Ansprüchen ihrer geistlichen Herrschgier bestehen kann. Die Brabanter werden ihr Blut und Leben daran wagen, die bürgerlichen Ketten, von welchen sie jetzt gefesselt sind, zu zersprengen, um sich — geistliche dafür anlegen zu lassen. Dann wird man Herr Gott dich loben wir! singen, und sich frei wähnen, weil Hände und Füsse frei geworden sind, indess man Kopf und Gewissen in neue

¹⁾ Reise nach Paris, S. 29.

Fesseln legte. O Menschheit! O Volk! Wie wird euch mitgespielt ¹⁾! —

Freilich, weil er selbst ein Gewissen hatte, so ehrte er auch das fremde Gewissen, die Ueberzeugung Andersdenkender. Es sei mir vergönnt — mahnt er einmal — meine jungen Leser zu erinnern, dass es unverständlich und lieblos gehandelt sein würde, wenn man unserer katholischen Brüder deswegen, dass sie das Unglück haben, minder aufgeklärt als wir zu sein belachen oder verspotten wollte. O meine jungen Freunde! lasst uns das Licht der besseren Erkenntniss, welches die gütige Vorsehung uns vor so vielen Millionen unserer Zeitgenossen so vorzüglich leuchten lässt, mit Freude und Dankbarkeit gebrauchen, wozu es uns verliehen wurde, nämlich dazu, immer bessere, weisere, duldsamere und glücklichere Menschen zu werden, und gute Gesinnungen und Glückseligkeit verbreiten zu helfen, wo und wie wir können — aber lasst uns nie so unbillig und grausam sein, Jemand zu verspotten, oder gar zu hassen und zu verfolgen, weil ihm Vorurtheile ankleben, die man uns nie eingeflösst hat und von welchen also frei zu sein uns auch zu keinem Verdienste angerechnet werden kann ²⁾. —

Man glaubt fast einen Redner eines altkatholischen Concils der Gegenwart zu hören, wenn er katholisch und päpstlich scharf auseinander hält: Ich meine nicht die katholische Religion, sondern nur die genannten beiden Auswüchse derselben, ohne welche jene sich recht gut denken lässt. Von diesen sage ich, hofften alle aufgeklärten Freunde der Vernunft und der Menschheit in allen Glaubenszünften, dass sie, einmal weggeschnitten, nicht

¹⁾ Reise nach Paris, S. 103.

²⁾ Reise von Hamburg in die Schweiz, S. 127.

von Neuem wieder hervorwachsen sollten, und dass alsdann die katholische Gotteslehre, gereinigt von menschlichen Zusätzen, gleich ihren Schwestern, den freigläubigen Bekenntnissen, sich der Einfachheit, Wahrheit und Würde der ursprünglichen Christuslehre immer mehr und mehr wieder nähern würde, um hiernächst nicht mehr die unduldsame Beherrscherin, sondern eine sanfte Zurechtweiserin der Verirrten, eine duldsame Freundin der Schwachen und eine Trösterin der Leidenden zu sein¹⁾. —

So war Campe's Christenthum, nicht die gottselige Phrase, sondern ein Christenthum des Herzens und der That. An der Liebe wollte er die wahren Christen erkennen, nicht am Hasse, nicht an der Verketzerung. Wie das Zeitalter der Aufklärung, so hat auch er in Lessing's Nathan, diesem Sendboten der Menschen-, Religions- und Völkerduldung, den idealsten Ausdruck seines Glaubens gefunden²⁾. Wie hat er aus tiefer Erfahrung heraus die Wahrheit gepredigt, dass an Gottes Segen Alles gelegen sei!³⁾ Wie konnte er eifern gegen die Frömmeler und Heuchler, die Gott und Christus im Munde führen, aber um die Befolgung der Vorschriften des Christenthums sich nicht kümmern!⁴⁾. Das betonte er stets, dass es nicht auf die grünenden und wieder welkenden Blätter ankomme, nicht auf schöngeistige Empfindungen und weichliche Rührung, sondern auf die Frucht, auf die starke, lebendige That. In seinem innersten Wesen bescheiden und demüthig glaubte er an eine göttliche Weltregierung und baute seine Hoffnung auf die

¹⁾ Reise durch England und Frankreich, S. 168.

²⁾ Vergl. die Abhandlung im Braunsch. Journal (I, 407): Giebt es eine Glaubenspflicht?

³⁾ Theophron, S. 135. — ⁴⁾ Theophron, S. 296.

unvergänglichen Güter, die uns das Christenthum verheissen hat. Und gerade weil er ein Christ war, zwar nicht im Sinne der Concordienformel, aber im reinsten Sinne des Worts, darum war er auch ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein rastlos thätiger Bürger; darum ist noch lange Segen von ihm ausgegangen auf Viele, denen er ein Führer und Vorbild gewesen ist für's Leben, wie die untergehende Sonne noch im Abendroth die Strahlen ihres Lichtes zurücklässt! — —
